



**JAMES
GRIPPANDO**
DIE ENTFÜHRUNG

Weltbild

Die Entführung

USA, Präsidentschaftswahlkampf 2000: Allison Leahy, erfolgreiche linksliberale Politikerin, is going for President! Ihr Gegenspieler, der schwarze General Lincoln Howe, versucht mit allen Mitteln, den Umfragenvorsprung der beliebten Juristin aufzuholen. Da wird seine Enkelin gekidnappt. Das FBI schaltet sich ein. Hat Lincoln Howe die Entführung inszeniert, um Allison, der als Bundesjustizministerin das FBI untersteht, in ein schlechtes Licht zu stellen? Und was hat die Entführung von Allisons Adoptivtochter Emily, die sich vor acht Jahren ereignete und niemals aufgeklärt wurde, mit dem aktuellen Fall zu tun?

Ein atemberaubender Thriller voller Aktualität von Erfolgsautor James Grippando.

James Grippando

Die Entführung

Roman

Aus dem Amerikanischen von Norbert Müllemann

Weltbild

Der Autor

James Grippando arbeitete als Rechtsanwalt und war Teilhaber einer der führenden Kanzleien Floridas, bevor er zum Bestsellerautor avancierte. Er lebt in Coral Gables, Florida.

Die amerikanische Originalausgabe von Die Entführung erschien 1998 unter dem Titel The Abduction bei HarperCollins Publishers, Inc., New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by James Grippando

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2000 by Econ Ulstein List Verlag GmbH und Co. KG, München

Übersetzung: Norbert Möllemann

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-842-3

Danksagungen

Mein Dank gilt...

Tiffany. Ich sage es nicht oft genug, aber ohne dich würde ich es nicht schaffen.

Carolyn Marino, Robin Stamm und den üblichen Verdächtigen mit dem ungewöhnlichen Talent – Artie Pine, Richard Pine und Joan Sanger.

Und Carlos Sires, Eleanor Raynor, Judy Russell, Nancy Lehner, Eric Helmers, Jim Hall, Terri Gavulic (einmal Pfeffer, immer Pfeffer), Gayle DeJulio, Jennifer Stearns und Jerry Houlihan.

Aller guten Dinge sind drei, obwohl wir alle wissen, dass es tatsächlich das vierte ist.

Prolog: März 1992

Um elf Uhr war das Geschrei endlich vorbei.

Es hatte als Wimmern begonnen, schwach, aber gleichmäßig. Mit jedem zitterigen Atemzug war es stärker, von Minute zu Minute schriller geworden und gipfelte schließlich in einem verzweiferten Urschrei, der sich über die Grenzen von Sprache hinwegsetzte und kaum noch menschlich klang.

Wie jede Nacht schauderte es Allison Leahy auch heute Nacht vor den Schreien ihrer vier Monate alten Tochter. Dass der Kinderarzt ihr erklärt hatte, das sei »normal«, machte es ihren Ohren auch nicht angenehmer. Irgendetwas musste ihr Baby beruhigen, obwohl Allison das deutliche und hilflose Gefühl hatte, dass Klein Emily wahrscheinlich ihre Pubertät erreichen würde, bevor Mami es begriffen hatte.

Sie hatte einige Theorien – besser gesagt, Ängste, die sie in Anfällen von Panik quälten. Es konnte etwas Ernstes sein, ein psychologisches Anzeichen dafür, dass Emily ihre Adoptivmutter ablehnte. Vielleicht war es eins dieser gefürchteten Syndrome, das Vermächtnis einer unbekanntem jungen Mutter, deren pränatale Diät aus Wodka und Zigaretten bestanden hatte. Oder war Allison selbst das Problem? Es war sehr gut möglich, dass ihre Freunde recht hatten: Es war verrückt von einer neununddreißigjährigen Karrierefrau, ein Neugeborenes zu adoptieren, ohne dass ein Vater in Sicht war.

Glücklicherweise löste sich ihre Paranoia für gewöhnlich beim bloßen Anblick dieses kleinen Gesichts auf – wenn sie die Stupsnase sah und den perfekten kleinen Mund, Züge, die die Leute dazu veranlassten, zu sagen, sie sähe genau aus wie ihre Mutter. Nicht wie ihre biologische Mutter. Wie ihre wirkliche Mutter. Allison genoss diese Ähnlichkeit, auch wenn sie nur Zufall war.

»Schläfst du, mein Herzchen?«, flüsterte sie voller Hoffnung.

Emily lag zusammengesunken in ihrem Autositz, das Doppelkinn auf der Brust. Die Stille war eine deutliche »Antwort«.

Allison schaltete den Wäschetrockner aus. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, woher sie den hilfreichen Tipp hatte, aber ein Kleinkind in einem Autositz auf einen warmen, vibrierenden Trockner zu setzen wirkte wie mechanischer Baldrian. Sie nahm ihr Baby in die Arme und ging durch die Küche. Vor dem tragbaren Fernseher, der auf der Küchenanrichte stand, blieb sie stehen. Anthony Hopkins bedankte sich glücklich bei der Academy für seinen Oskar als bester Darsteller. Emily riss ihre verschlafenen Augen auf, als wäre sie irgendwie von der Magie Hollywoods gebannt.

Allison lächelte, ging weiter den Flur entlang ins Kinderzimmer und redete in einem weichen, rührseligen Mami-Tonfall auf ihr Baby ein. »Irgendwann wirst du da stehen, mein Herzchen. Vielleicht merken dann sogar die alten Hollywood-Dummköpfe, dass sie ja auch keine getrennten Auszeichnungen für den besten Regisseur und die beste Regisseurin vergeben. Also müssen sie auch nicht den besten Hauptdarsteller und die beste Hauptdarstellerin getrennt ehren. Du wirst Emily Leahy, der beste Hauptdarsteller, sein. Besser als alle Jungs und alle Mädchen. Weil du die Beste bist. Ja«, schwärmte sie, »das bist du: die Beste!«

Sie legte ihren kleinen Vierzehnpfundgewinn auf die rosafarbenen Baumwolldecken im Gitterbettchen, dankbar dafür, dass ihre chronische Unfähigkeit, ihre Meinungen für sich zu behalten, diesmal nicht dazu geführt hatte, dass sie völlig vergeblich neunzig Minuten lang über dem Wäschetrockner ausgeharrt hatte. Emily schlief tief und fest. Vielleicht würde sie sich ja an eine Mutter gewöhnen, die sich nicht scheute, ihre Ansichten zu vertreten. Das würde ich ihr auch raten, dachte Allison.

Allison war während der Eisenhower-Ära in einer kleinen Stadt nördlich von Chicago aufgewachsen, wo sie im Alter von neun Jahren von der katholischen Schule geflogen war. Sie hatte einer alten Nonne, die gemeint hatte, ihre Mutter käme in die Hölle, weil sie geschieden war, eine dicke Lippe verpasst. Den Rest ihrer Schulzeit absolvierte sie an einer staatlichen Highschool, und ihr Studium am University of Illinois College of Law schloss sie im 76er Jahrgang als Zweitbeste ab. In lediglich zwei Jahren erlangte sie nationale Anerkennung als Beraterin für eine Verbraucherschutzorganisation. Elf Kleinkinder, von denen man angenommen hatte, sie seien den plötzlichen Kindstod gestorben, waren in Wirklichkeit Opfer von Billigplüschtieren, deren Füllmaterial Rückstände von geruchlosen, aber hochtoxischen Lösungsmitteln enthielt. Allison hatte der Regierung den Weg geebnet, wasserdichte Strafanzeigen gegen die Topmanager zu erstatten, die für diese dubiosen Methoden der Kostensenkung verantwortlich waren. Ihre Beharrlichkeit hatte die Aufmerksamkeit des Bundesstaatsanwalts auf sich gezogen, der sie auf der Stelle einstellte. In sechs Jahren hatte sie nicht einen einzigen Fall verloren. Nach vierjährigem Arbeitsaufenthalt in Washington als bislang jüngste Vorsitzende der Abteilung »Public integrity« im Justizministerium kam sie zurück nach Chicago und betrat die Bühne der großen Politik. Im Alter von sechsunddreißig Jahren gewann sie das heiß umkämpfte Rennen um den Posten des Bezirks-Staatsanwalts von Cook County mit sechzig Prozent der Stimmen. Die weibliche Hälfte der Wählerschaft hatte auf ihre Botschaft, Frauen würden zu oft das Opfer von Gewaltverbrechen, eine deutliche Antwort gegeben. Aber selbst ihre eigenen Demoskopen waren sich nicht sicher, ob ihre männlichen Wähler sich von ihren Wahlaussagen hatten leiten lassen oder von dem, was ihr sexistischer Gegenspieler den »Grace Kelly-Faktor« genannt hatte. Die Bürde ihrer dreijährigen Amtstätigkeit hatte ihrem Äußeren nichts anhaben können, auch wenn ihre blonden Haare mittlerweile schulterlang waren und in ihren haselnussbraunen Augen immer häufiger Skepsis aufblitzte. Wie ihre Mutter kürzlich gesagt hatte, war sie eine Frau im Übergang von strahlender Schönheit zu eleganter Selbstgewissheit.

»Gute Nacht, mein Liebling«, sagte sie und gab Emily einen Kuss auf die Stirn. Sie legte den Sender des Babyfons auf die Kommode neben dem Kinderbett. Der kleine drahtlose Empfänger passte gut in die tiefe Tasche ihres Frotteebademantels. Sie stellte die Lautstärke ein. Es war, als würde man das eigene Baby belauschen, ein Abhörgerät, das es besorgten Eltern erlaubte, im Haus herumzulaufen oder in einem anderen Raum zu schlafen, ohne ein einziges Quäken oder Glucksen zu überhören. Allison stellte das Gerät auf gleichmäßigen Empfang, dann schaltete sie die Winnie-Puuh-Lampe auf der Kommode aus und ging in ihr Schlafzimmer.

Das Telefon klingelte und sie geriet in Panik. Sie schnappte sich den schnurlosen Hörer und lief ins Gästeschlafzimmer am anderen Ende des Hauses, weit weg von ihrem

schlafenden Engel, der es ihr übel nehmen würde, wenn er jetzt aufwachte.

»Hallo«, sagte sie mit heiserem Flüstern.

»Ich bin's, Mitch.«

Sie seufzte. Mitch O'Brien, ihr Exverlobter. Ihre Beziehung hatte drei Jahre gedauert, bis Allison sich schließlich eingestehen musste, dass ihr Versäumnis, sich auf einen Hochzeitstermin festzulegen, nicht nur Verzögerungstaktik gewesen war. Vor knapp acht Monaten hatten sie sich gütlich getrennt, aber seit er sich vor drei Monaten gemeldet hatte, um ihr zu ihrer Adoption zu gratulieren, hatte er es sich angewöhnt, jeden Montagabend anzurufen. Allison hatte nichts dagegen einzuwenden, aber als sie ihm vorgeschlagen hatte, sie könnten ja Freunde bleiben, hatte sie nicht beste Freunde gemeint.

»Und wie geht's der kleinen Miss America?«, fragte er.

»Das war letzte Woche. Diese Woche ist sie bester Darsteller.«

»Du meinst beste Darstellerin.«

»Das wird sich noch herausstellen«, sagte sie geziert.

Ein zufriedenes Glucksen rauschte im Babyfon. Emily schien ihr zuzustimmen.

Allison lächelte. »Sie plappert neuerdings so munter drauflos, dass ich sie darauf vorbereiten sollte, im Jahre 2010 Oprah zu ersetzen. Wäre das nicht ein guter Einstieg? Michael Crichton und Martha Stewart könnten gemeinsam ihr vorzügliches neues Mittel gegen Krebs anpreisen.«

Mitch lachte, dann wechselte er das Thema. Er ging schnell dazu über, sie auszuhorchen, wie es bei ihr mit Männergeschichten aussah. Es gab da wirklich etwas »Neues von Bedeutung«, obwohl eine Wochenendbeziehung zu einem Mann, der in New York lebte, schwerlich als bedeutsam bezeichnet werden konnte im Vergleich zu dem, was sich im Nebenraum abspielte. Allison war schon nicht mehr bei der Sache, stattdessen konzentrierte sie sich auf die Geräusche des Wohlbefindens aus dem Babyfon. Alles andere nahm sie gar nicht mehr wahr – Mitchs Worte, das Verrinnen der Zeit.

Alles auf der Welt, das sich nicht um Emily drehte.

Aus dem Funkgerät drangen Störgeräusche. »Der Lauscher« hatte neunzig Minuten lang am Ende der Straße Royal Oak Court geparkt, wo der Empfang laut und deutlich gewesen war. Ein gleichmäßiger Refrain aus Glucksern und Seufzern, gefolgt von zeitweiligem Schnauben – der kindlichen Version, Baumstämme zu sägen. Nun aber waren nur nervende Funkstörungen zu vernehmen, gewürzt mit gelegentlichen Einsprengseln einer hirnerbrannten Unterhaltung zwischen Allison Leahy und Mitch O'Brien.

Sie hat ein schnurloses Telefon, stellte er fest. Die kombinierten Sendefrequenzen verfälschten das Signal, das er aus Leahys Babyfon empfing.

Er schaltete den elektronischen Scanner am Armaturenbrett aus. Das Knistern hörte auf. Im Kleinbus war es dunkel und still. Er öffnete das Fenster auf der Fahrerseite einen Spalt breit, um abgestandenen Zigarettenrauch hinauszulassen, dann drückte er seine Camel im überquellenden Aschenbecher aus. Das rote Blinklicht auf der Konsole zeigte an, dass das winzige Aufnahmegerät immer noch in Betrieb war. Er drückte die

Stopptaste und nahm die Kassette heraus. Er hatte so viel Gekrächze und Babygrunzen aufgenommen, wie er brauchte – insgesamt fast neunzig Minuten, wenn er alles zusammenrechnet, was er in einer Woche der Überwachung aufgezeichnet hatte.

Zuvor hatte er dafür gesorgt, dass die Straßenlaterne an der Ecke erloschen und das Leahy-Anwesen in Dunkelheit gehüllt war. Er zog sein Sporthemd aus und schlüpfte in eine Nomex-Kapuzenjacke. Sie lag eng an wie eine Taucherjacke und war eine glatte und perfekte Ergänzung zu seinen schwarzen Jeans und den schwarzen Turnschuhen. Er sah prüfend in den Rückspiegel und schmierte sich schwarze Farbe ins Gesicht. Als seine Tarnung komplett war, wischte er sich die Hände ab und zog sich schwarze Gummihandschuhe über. Er benutzte nie Leder. Tierhaut hinterlässt ihre eigenen deutlichen Muster, so ähnlich wie Fingerabdrücke. Leise stieg er aus dem Kleinbus.

Das Haus im Stil einer Ranch stand im hinteren Teil eines tausend Quadratmeter großen, stark bewaldeten Grundstücks. Eine dichte, drei Meter hohe Hecke schirmte den Garten gegen die Öffentlichkeit ab. Unter den knorrigen Ästen hochgewachsener Eichen schlängelte sich ein Gehweg über fünfundzwanzig Meter von der Straße zur Türschwelle. Der Mann suchte sich die höchste Eiche aus, die nah am Haus stand, dann stieg er leise durch die Hecke und kletterte auf den Baum. In Sekundenschnelle hatte er einen langen Ast erreicht, der über dem Dach hing. Vorsichtig ließ er sich auf das Dach aus Zedernschindeln hinab.

Mit drei leisen Schritten erreichte er den Schornstein. Von einer vorherigen Erkundung wusste er, dass der Alarmkasten auf der Rückseite des Schornsteins befestigt war. Er hatte die Größe einer großen Frühstücksdose und war grau angestrichen. Er war mit einem Vorhängeschloss gesichert, hatte aber an der Vorderseite Lamellen, durch die das Alarmsignal austreten konnte. Der Mann öffnete den Reißverschluss an seiner Gürteltasche, nahm eine Spraydose heraus und steckte einen Plastikstrohhalm auf die Düse. Der Halm passte genau zwischen die Lamellen des Kastens. Er betätigte die Düse, aus der ein Strahl weißen Isolierschaums schoss, der sich sofort ausdehnte und den Kasten füllte. Der Schaum härtete in Sekundenschnelle aus. Der Alarm war außer Betrieb gesetzt, ohne dass ein Draht hätte durchtrennt werden müssen.

Er steckte die Spraydose zurück in die Tasche und kletterte die Eiche wieder hinunter. Innerhalb von dreißig Sekunden kroch er unter das Fenster des Schlafzimmers, das im hinteren Teil des Hauses gelegen war. Der Raum war dunkel, aber an den kleinen Tanzbären auf den Vorhängen erkannte er, dass er an der richtigen Stelle war. Er schlich sich dichter heran, um genauer sehen zu können, wobei er fast mit der Nasenspitze das Fenster berührte. Hier gab es weder Sicherheitsriegel noch ausgefallene Schlösser. Nur Drähte, die das Fenster mit der außer Betrieb gesetzten Alarmanlage verbanden. Vielleicht war diese zusätzlich mit einer zentralen Alarmstation verbunden, aber er konnte sich darauf verlassen, dass es mindestens fünf oder zehn Minuten dauern würde, bis man dort reagierte.

Er grinste, weil es so einfach schien. Es ist wirklich ein Kinderspiel, eine private Alarmanlage außer Gefecht zu setzen.

Es war schon fast Mitternacht, als Allison den Hörer auflegte. Mitch hatte gar nicht

aufhören wollen, aber sie war müde. Schließlich hatte sie fast unhöflich werden müssen. Seit drei Wochen führten ihre Unterhaltungen regelmäßig zu einem ärgerlichen Ende. Heute hatte er wissen wollen, ob die Tatsache, dass sie alleinerziehende Mutter war, irgendwelche politischen Gegenreaktionen provozierte. Natürlich fragte sie sich selbst auch, ob sie noch wählbar war. Eine Zeitung hatte schon Fragen aufgeworfen über ein System, das es einer bestimmten Staatsanwältin möglich machte, sich vor ihrer Hochzeit für eine Adoption zu bewerben und auch dann noch auf der Bewerberliste zu bleiben, als ihre Beziehung längst zerbrochen war. Sie wollte jedenfalls ein Kind. Aber sie war nicht bereit, zu diesem Zweck den falschen Mann zu heiraten. Und sie war überzeugt, dass – zu Recht oder zu Unrecht – eine Adoption für eine unverheiratete Frau nicht dieselben moralischen Verurteilungen oder politischen Verwicklungen hervorrufen würde wie eine nichteheliche Schwangerschaft.

Allison schaltete das Schlafzimmerlicht aus und ging schläfrig den Flur entlang. Der drahtlose Empfänger in ihrer Tasche übertrug nach wie vor Emilys normale nächtliche Geräusche. Babygeräusche waren nichts, worüber man sich Sorgen machen musste. Erst wenn sie nichts mehr hörten, fühlten sich junge Mütter veranlasst, zum Kinderbett zu eilen, um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war.

Sie lächelte in freudiger Erwartung, als sie sich dem abgedunkelten Kinderzimmer näherte. Sie lugte durch den Türspalt und plötzlich stockte ihr Atem. Das Baby lag auf dem Bauch. Allison legte Emily niemals auf den Bauch. Die empfohlene Schlafposition, um dem plötzlichen Kindstod vorzubeugen, war die Seiten- oder Rückenlage. Allison rannte zu dem Bettchen und lehnte sich über das Gitter.

Ihr Schrei gellte durch die Nacht.

Eine Puppe lag an Emilys Stelle. Allison warf sie panisch zur Seite und riss die Decke zurück. Etwas fiel auf den Boden. Sie machte das Licht an. Ein Diktiergerät sandte die Geräusche ihres Babys aus.

Sie schrie noch lauter und rannte zum Fenster. Der Riegel war offen. Ein rundes Loch war ins Glas gebohrt – gerade groß genug, dass eine dünne Metallstange oder ein spitzer Stock hindurchpassten, womit man den Riegel öffnen konnte. Ihr entsetzter Gesichtsausdruck spiegelte sich im Fenster.

»Emily!«

Sie raste aus dem Kinderzimmer hinaus den Flur entlang und griff sich das Telefon. Ohne ihre Schritte zu verlangsamen, durchsuchte sie die Küche, das Bad, jedes Zimmer im Haus und rief ständig den Namen ihres Kindes. Sie rannte immer noch, als sie die 911 wählte, schließlich blieb sie an der Küchenanrichte stehen.

»Jemand hat mein Baby entführt!«, sagte sie dem Mann an der Zentrale.

»Beruhigen Sie sich doch, Ma'am.«

»Beruhigen Sie sich! Meine vier Monate alte Tochter ist aus ihrem Kinderbett entführt worden. Schicken Sie sofort einen Einsatzwagen. Royal Oak Court 901.«

»Sind die noch da?«

»Nein. Ich weiß es nicht. Ich sehe niemanden. Sie haben mein Baby mitgenommen!«

»Ich schicke sofort eine Einheit los, Ma'am. Sie sind schon unterwegs. Bleiben Sie bitte im Haus.«

Ein Auto, dachte Allison. Sie müssen ein Auto haben. Sie raste durch das Wohnzimmer vor die Haustür.

»Emily!«

Sie untersuchte die Veranda, die Sträucher und die Rosenbeete neben dem Gehweg. Dornige Zweige zerkratzten ihre Haut und zerfetzten ihren Morgenmantel. Sie rannte zur Straße und hielt nach Autos oder Fußgängern Ausschau – nichts. Sie bekam fast keine Luft mehr. Schmerzen schienen ihr den Magen umzudrehen und heiße Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie sah nach links, dann nach rechts, in beide Richtungen der Straße. Nichts und niemand war zu sehen.

»Ma'am«, sagte der Mann von der Einsatzzentrale, »sind Sie noch dran?«

Allison war zu keiner Antwort fähig. Am Ende des Gehwegs sackte sie in die Knie. Ihre Schultern wurden von heftigem Schluchzen geschüttelt. Ein kratzendes Geräusch drang aus ihrer Tasche. Ihre Hand zitterte, als sie in ihren Morgenmantel fasste und den Empfänger herausnahm.

Ein Schauer lief ihr über den Rücken, als ihr klar wurde, was es war. Das Babyfon übertrug noch immer aus dem Kinderzimmer. Das Diktiergerät war noch in Betrieb.

Die auf Band aufgezeichneten Geräusche Emilys wurden in ihrer Hand abgespielt.

Teil 1

Oktober 2000

Allison konnte fühlen, wie ihr Herz pochte. Ihre Lungen brannten und sie schnappte nach Luft. Die digitale Anzeige ihres Laufbandes sagte ihr, dass sie die Zweimeilenmarke erreicht hatte. Sie drückte den Geschwindigkeitsknopf, um das Tempo zu verlangsamen und wieder zu Atem zu kommen. Sie war schweißgebadet, und ihre Gymnastikhose und ihr extragroßes T-Shirt klebten an ihrem durchtrainierten achtundvierzigjährigen Körper. Es war ihr Lieblings-T-Shirt, weiß mit leuchtend roten und blauen Buchstaben.

»Leahy for President – Ein Neues Jahrtausend«, stand darauf.

Nach fast vier Jahren als Justizministerin trennten Allison gerade noch zwei Wochen von dem historischen Datum, an dem die Wähler entscheiden würden, ob die oberste Polizistin der Nation die erste Präsidentin werden würde. Das Rennen war völlig offen, und es gab keinen kandidierenden Amtsinhaber, da ihr Chef – der demokratische Präsident Charlie Sires – am Ende seiner zweiten und damit letzten vierjährigen Amtsperiode stand. Mit der Kabinettsumbildung durch den Präsidenten nach der Wiederwahl im Jahre 1996 war Allison in der zweiten Amtsperiode zur Justizministerin berufen worden. Acht Monate zuvor hatte sie sich selbst noch nicht ernsthaft als Präsidentschaftsanwärterin betrachtet. Aber nachdem die Republikaner Lincoln Howe, den populärsten Schwarzen des Landes, nominiert hatten, machten die Meinungsumfragen schnell deutlich, dass die Demokraten eine charismatische weiße Frau ins Rennen schicken mussten, um ihn schlagen zu können.

Ironischerweise hatte der dreißigminütige Lauf auf dem Laufband sie tatsächlich dreißig Meilen näher an ihre nachmittägliche Wahlkampfkundgebung herangebracht. Es war die letzte Station einer zweitägigen Bustour durch Pennsylvania, einen kritischen Staat, bei dem es unsicher war, wie sich die vierundzwanzig Wahlmänner verhalten würden. Ihr Wahlkampfbus hatte in den letzten sechs Monaten eine Strecke von fast zehntausend Meilen zurückgelegt. Mehr als zuvor funktionierte der Wahlkampf gerade in der Zielgeraden wie eine gut geölte politische Maschinerie – was einem durchschnittlich gut organisierten menschlichen Wesen allerdings bestenfalls wie völliges Chaos vorkäme. Ein Dutzend lärmender Mitarbeiter waren an Faxgeräten und Computerterminals beschäftigt. Eine Ansammlung vollgestopfter Archivkartons versperrte den Eingang zur Toilette, als wären sie strategisch so plziert, dass jeder, der verzweifelt genug wäre, die Bordtoilette aufzusuchen, zu Fall kommen musste. Tausende Wahlkampfanstecker, Flugblätter und Aufkleber waren verstreut hinten im Bus gelagert. Vier kleine Farbfernseher waren an der Decke befestigt und strahlten verschiedene Programme aus, um einen simultanen Nachrichtenüberblick zu ermöglichen. Ein Programm war elektronisch »ausgerichtet« und ständig eingestellt auf die mehr oder weniger kontinuierliche Berichterstattung von CNN über den Wahlkampf 2000.

»Das reicht an Selbstquälerei für einen Tag«, sagte Allison stöhnend. Sie drückte auf die Stopptaste und stieg vom Laufband.

Laufen war ihr hauptsächliches Training seit den Januar-Vorwahlen der Demokraten in New Hampshire. Egal welche Stadt sie besucht hatten, sie war die Hauptstraße hinauf- und hinuntergelaufen, und die Menschen hatten sich ihr angeschlossen, um mitzulaufen.

In den Vorwahlen hatte ihr das schon eine große Öffentlichkeit verschafft, aber nachdem sie im August die Nominierung für die Demokraten gewonnen hatte, wurden es so viele Leute, dass sie eine Demonstrationsgenehmigung brauchte. In der letzten Woche hatten Zeitdruck und der kalte Regen aus den Appalachen sie gezwungen, ihr Training im Bus auf dem Laufband zu absolvieren, während sie die Lagebesprechungen mit ihrem Wahlkampfstrategen David Wilcox abhielt.

»Gibt's was Neues, David?«, fragte sie, während sie sich vornüberbeugte und ihre Wadenmuskeln dehnte.

Wilcox, Absolvent der Woodrow Wilson School of Public Affairs in Princeton, war einundfünfzig Jahre alt, groß und drahtig. Als junger Stipendiat im Weißen Haus hatte er unter Präsident Carter gegläntzt, aber eine bittere Niederlage bei der Bewerbung für den Kongress im Jahre 1982 hatte ihn veranlasst, seine Bemühungen um eine Kandidatur nicht weiter zu verfolgen. In der Highschool hatte man ihm eine Karriere als Talkmaster prophezeit, und schließlich hatte er seinen Platz als Wahlkampfstrategie gefunden. Nach siebzehn Jahren konnte er eine stattliche Liste zufriedener Auftraggeber vorweisen, die neun Senatoren der Vereinigten Staaten, sieben Kongressmitglieder und fünf Gouverneure umfasste. Er war der führende Kopf bei Allison's unverhofftem Sieg über einen amtierenden Vizepräsidenten bei den Vorwahlen der Demokraten. In den letzten paar Wochen hatte er sich zunehmend Sorgen über den wachsenden Einfluss außenstehender Berater gemacht, und so hatte er beschlossen, Allison bei ihrer Bustour persönlich zur Seite zu stehen. Er war gerade dabei, eine Checkliste durchzugehen, anscheinend ohne Allison's verschwitzte Kleidung oder die vorbeihuschende Landschaft von Pennsylvania im Fenster hinter ihr zu bemerken.

»Man will uns ein Drogenproblem anhängen.« Für einen dünnen Mann hatte er eine sonore Stimme; sie unterstrich seine seriöse Erscheinung, die eher zu einem Staatsbankett im Weißen Haus als zu einem frenetisch jubelnden Wahlkampftrass gepasst hätte. »Unsere vornehme Opposition scheint zum letzten Strohalm zu greifen. Sie versuchen um jeden Preis, etwas aus der Behandlung Ihrer Depressionen damals im Jahr 1992 herauszuschlagen.«

»Das ist acht Jahre her. Politisch gesehen ist das kalter Kaffee.«

»Die behaupten, Sie hätten Prozac genommen.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich eine Therapie gemacht habe.«

»Betreiben Sie jetzt nicht Haarspalterei?«

Sie sah ihn empört an. »Meine vier Monate alte Tochter wurde direkt aus ihrem Kinderbett entführt, aus meinem eigenen Haus. Ja, ich war depressiv. Ich war in einer Gruppentherapie. Wir waren zu acht. Lauter Eltern, die ihre Kinder verloren hatten. Nein, ich habe nie Prozac genommen. Aber würden Sie die anderen aus der Gruppe fragen, würden sie wahrscheinlich sagen, dass ich es hätte gebrauchen können. Also erwarten Sie nicht, dass ich mich dafür entschuldige, dass ich um Unterstützung gebeten habe. Und sitzen Sie hier nicht herum und tun so, als wäre das alles neu für Sie. Ich habe alle Karten auf den Tisch gelegt an dem Tag, als ich Sie beauftragt habe.«

Er dachte angestrengt nach. »Mir wäre es am liebsten, wenn wir die ganze Angelegenheit in einen größeren Zusammenhang stellen könnten.«

Ihr Gesichtsausdruck wurde starr. »Ich habe nicht vor, Emilys Entführung zum Wahlkampfthema zu machen, falls Sie darauf hinauswollen.«

»Allison, wir können nicht einfach sagen, Sie waren depressiv, und damit hat sich's. Wir brauchen eine positive Wendung.«

»In Ordnung«, sagte sie sarkastisch. »Wie wär's damit? Depression ist eine gute Sache. So was macht kreativ. Jede Erfindung, jede Leistung ist auf Depression, nicht auf Euphorie zurückzuführen. Keiner ist auf die Idee gekommen, zu sagen: ›Das Leben ist toll, lasst uns das Feuer erfinden.‹ Es war der Unzufriedene in der hintersten Ecke der Höhle, der schließlich aufstand und sagte: ›He, ich friere mir hier den Arsch ab!‹ Ihr wollt, dass etwas getan wird in Washington? Dann wählt ruhig die chronisch Depressiven.«

Er verzog keine Miene. »Bitte, wiederholen Sie das nicht in der Öffentlichkeit. Sonst werde ich depressiv.«

»Na gut«, sagte sie grinsend. »Wir alle hier könnten ein paar neue Ideen gebrauchen.« Sie atmete tief durch. Wilcox fand das gar nicht witzig, aber sie wusste, dass er nicht darauf beharren würde. Während des ganzen Wahlkampfes hatte sie jede Erwähnung der Entführung mit einer schroffen – manchmal spitzen, manchmal schnodderigen – Erwiderung abgeschnitten, was die Tagesordnung unmittelbar auf weniger persönliches Terrain gelenkt hatte. »Gibt's sonst noch was?«, fragte sie.

»Es widerstrebt mir, darauf herumzureiten, aber die Frau von General Howe mischt neuerdings auch kräftig mit. Unsere Umfragen belegen, dass sie Punkte sammelt. Eine Menge Wähler – Männer und Frauen, Demokraten und Republikaner – haben das nostalgische Bedürfnis nach einer First Lady im Weißen Haus.

Wir können diesen schwülstigen Phantasien nur etwas entgegensetzen, wenn wir die Rolle des First Husband, des Ehegatten der Präsidentin, in den Vordergrund stellen. In zwei Wochen sind Wahlen, und vierzig Prozent der Wähler haben keinen Begriff von Peter Tunnello.«

»Entschuldigen Sie bitte, aber der Topmanager einer Aktiengesellschaft kann nicht mal eben von einer Aktionärsversammlung verschwinden, um an einem Gummiadlerpicknick von Kriegsveteranen teilzunehmen.«

»Genau darum geht es aber. Ich nehme an, er täte es, wenn Sie ihn darum bitten würden.«

»Woher wollen Sie wissen, dass ich ihn nicht gefragt habe?«

»Ich entnehme es Ihrer ganzen Einstellung. Es hat genau nach dem Parteitag begonnen, als Howes Lager diese üblen Gerüchte in Umlauf brachte, Sie hätten Peter nur deshalb geheiratet, damit er Ihre politischen Ambitionen finanziert. Seit damals führen Sie einen Eine-Frau-Kreuzzug; Sie schütteln mehr Hände und treiben mehr Geld auf, als irgendjemand zuvor in der Geschichte. Verstehen Sie mich nicht falsch. Das Geld ist großartig. Aber je mehr Sie die Einzelkämpferin spielen, desto mehr nähren Sie Zweifel an Ihrer Ehe.«

»Das ist doch keine Präsidentschaft nach dem Motto: Du bekommst zwei zum Preis von einem. Meine Ehe ist meine Angelegenheit.«

»Es wäre dennoch gut, wenn das amerikanische Volk Sie beide ab und zu zusammen sehen würde, vor allem, wo der Wahltag immer näher rückt. Einfach ein paar öffentliche

Demonstrationen der Zuneigung, wie bei Nancy und Ron Reagan.«

»Kurzmeldungen!«, rief einer der Berater. Er warf sein Handy auf den Sitz neben sich und drehte sich zu Allison um. »Howe ist gerade drauf und dran, irgendetwas in New Jersey vom Stapel zu lassen. Sehen Sie bei CNN rein.«

Allison rückte näher an den Hauptmonitor heran. Ihre Berater sahen aufmerksam hin und mussten sich anstrengen, bei dem Brummen des Dieselmotors etwas zu hören. Wilcox drehte die Lautstärke auf. General Howe war fast am Ende einer kurzen Rede angelangt, die er in Atlantic City vor dem Nationalkonvent der American Legion, einer Organisation von Kriegsveteranen, hielt.

Auf dem Bildschirm sah man einen großen, gut aussehenden Afroamerikaner an einem brusthohen Pult stehen und auf eine enthusiastische Menge schauen. Die amerikanische Flagge hing schlaff an einer gelb angestrichenen Ziegelwand. Ein blau-weißes Banner, das an den Deckenbalken befestigt war, verkündete den Wahlslogan: »Lincoln Howe – Lincoln NOW!« Der Saal war brechend voll, und die begeistertsten Fans waren strategisch geschickt in den Gängen postiert, um den Eindruck der allgemeinen Hochstimmung noch zu verstärken.

General Howe war eine imposante Erscheinung, auch wenn er nur einen schlichten Anzug und eine Mütze der Kriegsveteranen trug. Armeebestimmungen verboten das Tragen der Uniform nach der Pensionierung, aber die im Hintergrund angebrachte überlebensgroße Fotografie erinnerte die Wähler an seine glänzende vierzigjährige Karriere als Soldat. Es war ein Foto wie gemacht für Geschichtsbücher: Der triumphierende General in Reitstiefeln, grüner Reithose und kurzer Jacke inspiziert seine Truppen, die Brust dekoriert mit einer Reihe von Medaillen, einschließlich der Tapferkeitsmedaille. Auf jeder Schulter trägt er vier silberne Sterne. Rechts von Howe hing ein Foto, das ihn in einer anderen Uniform zeigte, auf der Brust die Nummer zweiundzwanzig, unter dem Arm einen Football. 1961 hatte Howe als Running Back mit der Footballmannschaft der Army die Heisman-Trophäe gewonnen. Der beste College-Footballspieler hatte eine vielversprechende Karriere als Profisportler aufgegeben, um seinem Land zu dienen.

»Was ich aus meiner Einsatzzeit im Vietnamkrieg am deutlichsten in Erinnerung habe«, sagte er mit donnernder Stimme, »ist das unheimliche Gefühl, gegen einen unsichtbaren Feind zu kämpfen. Als wir durch den undurchdringlichen Tropendschongel des A Shau-Tals marschiert sind, gab es immer wieder wie aus dem Nichts Gewehrfeuer, Männer fielen – und dann war alles ruhig. Der Feind war nirgendwo zu sehen.

Dieser Wahlkampf erinnert mich in eigenartiger Weise an jene Erfahrung. Während wir entlang unserer Wahlkampfroute marschieren, werden wir aus dem Nichts unter ein Sperrfeuer genommen, das von den hochbezahlten Beratern meiner demokratischen Opponentin ausgeht. Aber wenn der Zeitpunkt gekommen ist, sich dem Kampf zu stellen, ist Ms. Leahy nirgendwo zu sehen.«

Eine Mischung aus leichtem Gelächter und Applaus rollte durch das Auditorium.

General Howe blickte mit ernsthafter Miene direkt in die Kamera und sprach lauter. »Das amerikanische Volk hat etwas Besseres verdient. Deshalb fordere ich Sie heute heraus. Kommen Sie heraus aus Ihrem Versteck im Dschungel von Washington.

Diskutieren Sie mit mir mit offenem Visier.«

Die Menge jubelte, aber der General sprach weiter.

»Ich rede nicht von einer weiteren Runde unerträglich süßer Frage-und-Antwort-Spielchen wie jene sogenannten Debatten, die wir Anfang des Monats geführt haben. Ich kann keinen Moderator gebrauchen, der eher eine Klapperschlange anfassen würde als ein heißes Eisen. Vergessen wir die Großversammlungen in Stadthallen, wo man nie weiß, ob sich einer an die schwierigen Fragen herantraut. Ich schlage ein Podium mit vier unabhängigen Experten vor. Sie wählen zwei aus, ich wähle zwei aus. Diese vier sollen die Fragen stellen, die das amerikanische Volk bewegen. Und wir werden sie beantworten!«

Die Menge brach in noch lauterem Jubel aus. Ballons schwebten von der Decke. Die Fans klatschten Beifall, schwenkten ihre roten und blauen Papptafeln und skandierten: »Wir wollen Lincoln! Wir wollen Lincoln!«

Die Fernsehberichterstattung schaltete schnell um zu einem förmlichen und ernsthaften Moderator, der an dem kleinen Kopfhörer in seinem Ohr nestelte. »Aus Washington zugeschaltet ist jetzt Nick Beaugard, politischer Experte von CNN. Nick, warum gerade jetzt diese Herausforderung?«

Auf dem Bildschirm erschien das Brustporträt eines grauhaarigen Reporters vor der Kulisse des Weißen Hauses. »Wenn man dem Wahlkampfteam von General Howe glaubt, hat man versucht, die unparteiische Kommission für Präsidentschaftsdebatten davon zu überzeugen, einer weiteren Debatte zuzustimmen, nachdem es nicht gelungen war, in der ersten Runde einen Gewinner zu ermitteln. Aber die tatsächliche Notwendigkeit für Howes Wahlkampf ergibt sich aus der schmerzlichen Realität der jüngsten Meinungsumfragen. Denn in den acht Wochen nach dem Parteitag vom August lagen General Howe und Justizministerin Leahy gleichauf. Das überrascht nicht weiter, da beide gemäßigte Positionen vertreten und abgesehen von der Frage der Militärausgaben eine ähnliche Haltung zu den Wahlkampfthemen haben. Konservative Republikaner haben den General jüngst als ›Lincoln Center‹ bezeichnet, eine wenig schmeichelhafte Anspielung auf die Politik der Mitte des gebürtigen New Yorkers.

In den vergangenen neun Tagen haben wir einen dramatischen Umschwung erlebt. Die bedeutendsten Umfragen haben ergeben, dass eine wachsende Zahl bislang unentschiedener Wähler sich Leahy zuwendet. Die heutigen Zahlen von CNN/USA today/Gallup-Umfragen weisen für Leahy gepfefferte sechs Punkte Vorsprung aus. Ein deutlicher Sieg über Ms. Leahy in einer Debatte ohne jedes Tabu könnte General Howes einzige Hoffnung sein. Andererseits, vor die Wahl gestellt zwischen einem schwarzen Mann und einer weißen Frau, könnte das amerikanische Volk durchaus seinen ersten weiblichen Präsidenten wählen.«

Der Moderator legte nachdenklich seine Stirn in Falten. »Hat es denn schon irgendeine Reaktion aus dem Leahy-Team gegeben?«

»Bisher nicht«, sagte der Korrespondent. »Es heißt, die Justizministerin sei mit ihrem Vorsprung zufrieden. Aber es gibt auch Berichte über Skepsis im Leahy-Lager, ob Ms. Leahy einer Debatte mit General Howe, in der grundsätzlich alles erlaubt ist, gewachsen sein würde.«

»Bis hierhin schönen Dank. Nun zu den anderen Nachrichten des Tages – «

Allison betätigte die Stummschaltung der Fernbedienung. Sie machte ein ernstes Gesicht. »Die glauben wohl, ich werde kneifen. Wir müssen auf der Stelle auf eine solche Herausforderung reagieren.«

»Bloß keine unüberlegten Handlungen«, sagte Wilcox. »Wir müssen die Sache überprüfen und uns sicher sein, das Richtige zu tun.«

»Natürlich ist es das Richtige. Er schlägt eine Form vor, die die Kandidaten tatsächlich zwingt, ihre Standpunkte offenzulegen. Die bisherigen Debatten haben uns jedenfalls gezeigt, dass General Howes Redegewandtheit eher der eines gealterten Footballkämpfers entspricht als der eines kommandierenden Generals.«

»Vorsicht, Allison. Sie haben es hier mit einer Soldaten-Mentalität zu tun. Howe würde Sie nicht zu einer Debatte einladen, wenn er sich nicht schon irgendeinen Hinterhalt ausgedacht hätte. Bevor wir zu irgendetwas unsere Zustimmung geben, sollten wir genau wissen, was er uns anbietet.«

»Die Einzelheiten können wir später klären«, sagte sie mit einer abwinkenden Handbewegung. »Berufen Sie noch vor unserer Veranstaltung in Philly eine Pressekonferenz ein. Ich möchte sicherstellen, dass meine Reaktion rechtzeitig zu den Sechsuhrnachrichten draußen ist.« Ihr Mund kräuselte sich zu einem zuversichtlichen, kaum wahrnehmbaren Lächeln. »Mir würde ein guter altmodischer Schlagabtausch mit Lincoln Howe gut gefallen. Zu jeder Zeit, an jedem Ort. Ich nehme die Herausforderung selbstverständlich an.«

Alle viertausend mit rotem Samt bezogenen Sitze im Fox Theatre von Atlanta waren mit Parteigängern besetzt. Schilder und Mützen waren im Saal verboten, aber die politischen Anstecker, die an den Jackenaufschlägen befestigt waren, ließen auf ein Publikum schließen, das sich zu ziemlich gleichen Teilen in Anhänger von Leahy und Howe aufteilte.

Unmittelbar nachdem Allison am Montagabend die Herausforderung von General Howe angenommen hatte, war der politische Schlagabtausch von der Kommission für Präsidentschaftsdebatten auf Donnerstag in Atlanta angesetzt worden, zwölf Tage vor der Wahl. Allison hatte fast den ganzen Mittwochabend und den gesamten Donnerstag damit verbracht, sich auf die Themen vorzubereiten, sich mit ihren Helfern zu treffen und sich mit den allerneuesten Tipps von ihren Beratern einzudecken.

Allison stand vom Publikum aus gesehen links hinter einem Mahagonipult. Sie trug ein hellblaues St.-John-Kostüm und hatte ihr Haar modisch hochgesteckt, was ihre seriöse und zugleich weibliche Erscheinung unterstrich, die die Titelbilder von Tausenden von Zeitschriften geziert hatte. Lincoln Howe stand auf der rechten Seite. Er trug einen maßgeschneiderten Anzug, ein hellblaues Hemd, eine rote Krawatte und goldene Manschettenknöpfe. Obwohl er den ganzen Wahlkampf selbstverständlich in Zivilkleidung bestritten hatte, wirkte er immer wie ein Soldat, dem man die Uniform weggenommen hatte. Heute Abend sah er ganz nach Präsident aus.

»Guten Abend«, sagte der Moderator, »und willkommen bei den Präsidentschaftsdebatten der Wahl 2000. Heute Abend haben wir eine ungewöhnliche Runde. Vier renommierte Journalisten, jeweils zwei von jedem Kandidaten ausgesucht, dürfen jede beliebige Frage stellen.«

Allison ließ ihren Blick über das Publikum schweifen, während der Moderator die Runde vorstellte. Sie tauschte ein kleines Lächeln mit ihrem Ehemann, der in der zweiten Reihe saß. Peter Tunnello war nach Meinung der Zeitschrift Business Week »ein visionärer Millionär aus eigener Kraft«, der dem Geschäft des Plastikrecycling den Weg gebahnt hatte – ein ausgesprochen profitables und dazu politisch korrektes Betätigungsfeld für den Gatten einer Politikerin. Mit seinen sechsundfünfzig Jahren war er acht Jahre älter als Allison. Er hatte vornehm grau meliertes Haar und dunkle Augen, mit denen er seine Frau bezaubern, aber auch seine Feinde einschüchtern konnte. Allison war einige Monate vor Emilys Entführung gelegentlich mit ihm ausgegangen. Sie hatte ihn nicht umwerfend gefunden, aber wenn die nachfolgende Tragödie und die endlose Suche eins bewiesen hatten, dann das, dass Peter zu der seltenen Sorte Männer gehörte, die in Zeiten der Not zu einem halten.

Allison war keine Sklavin ihrer Intuition, aber irgendetwas in der Luft – die Schwingungen, die Atmosphäre – gab ihr plötzlich das Gefühl, dass heute Abend wieder eine solche Zeit der Not eintreten könnte.

Der Moderator fuhr fort. »Da dies die dritte Debatte ist, werden wir auf Eröffnungserklärungen verzichten und direkt zu den Fragen übergehen.«

Allison nippte an ihrem Wasser, erleichtert darüber, sich nicht noch einmal anhören zu müssen, wie der General seinen Lebenslauf vortrug, so beeindruckend der auch war. Eine

Tapferkeitsmedaille für Vietnam. Sein kühner Triumph als Viersternegeneral, der mit den Operationen des Spezialkommandos beauftragt war, das achtunddreißig amerikanische Geiseln aus der Gewalt von schwer bewaffneten Terroristen in Beirut befreit hatte. Der wohlverdiente Ruf eines furchtlosen Falken im Pentagon. Sie fragte sich allerdings, wann seine Strategen endlich begriffen, dass dieser ganze militärische Machismo sogar seine größten Verehrer nervös machte in Bezug auf die Wählbarkeit eines Präsidenten, der möglicherweise ein bisschen zu eifrig dabei war, ihre Söhne und Töchter in den Krieg zu schicken.

Der Moderator wandte sich der Runde zu. »Mr. Mahwani, wir beginnen mit Ihnen, Sir.«

Abdul Kahesh Mahwani war ein radikaler, aber geachteter ehemaliger Vorsitzender der Nationalen Vereinigung Schwarzer Journalisten. Er hatte sich in den sechziger Jahren einen Namen gemacht durch die Unterstützung der Bürgerrechtsbewegung, dann war er zum Islam übergetreten und hatte seinen Namen geändert. Sein schwarzer, rasierter Schädel glänzte unter den Bühnenscheinwerfern. Seine runzlige Hand zitterte, als er langsam ein gefaltetes Taschentuch aus der Brusttasche zog und sich die feuchte Stirn abtupfte.

Mahwani war von General Howe ausgewählt worden. Er war derjenige der Viererrunde, der Allison am nervösesten machte.

»Mr. Mahwani, Ihre Frage bitte.«

Der vornehme alte Herr mischte seine Notizkarten auf dem Tisch vor sich, dann legte er sie beiseite. Er nahm seine Brille ab und hielt sie in der Hand, wie ein Lehrer seinen Zeigestock.

»Herzlichen Glückwunsch!«, rief er zur Überraschung aller aus. »Ich beglückwünsche Sie beide zu dieser heilsamen Diskussion, bei der es sicherlich um wichtige Themen gehen wird.«

Er lehnte sich zurück in seinem Stuhl, als wollte er nicht weiter zu den Kandidaten, sondern zur ganzen Welt sprechen. Seine Stimme nahm den rhythmischen Tonfall eines Predigers aus den Südstaaten an. »Am siebten November wird das amerikanische Volk mehr tun, als über Wahlkampfthemen abstimmen. Es wird einen Menschen wählen, der es ins nächste Jahrtausend führt. Es wird einen Mann oder eine Frau zu seinem Präsidenten bestimmen.

Dieser Wahlkampf hat bisher jede Diskussion über die Persönlichkeit der beiden Kandidaten völlig außer Acht gelassen. Aber ich bin sicher, dass Millionen von Zuschauern zu Hause sich heute Abend einige grundlegende Fragen stellen. Wie kann ein Präsident eine Nation führen, wenn nicht durch sein Beispiel? Ist dieser Mann oder ist diese Frau als Bürger ein Vorbild für unsere Kinder?«

Mahwani beugte sich effektiv vor, blickte dann von einem zum anderen Kandidaten – zuerst zu Howe, dann zu Allison. Seine Stimme nahm einen gedämpften Tonfall an, womit er das Publikum zwang, noch aufmerksamer zuzuhören. »Meine Frage an beide Kandidaten ist ganz einfach: Haben Sie jemals Ihr eheliches Treuegelöbnis gebrochen?«

Es wurde still im Publikum. Nach einer peinlichen Pause ergriff der Moderator das Wort. »Ms. Leahy, Ihre Antwort bitte.«

Allison musste schlucken. Voranzugehen barg immer ein Risiko, aber auf eine solche

Frage als Erste zu antworten war besonders verfänglich. Sie dachte sorgfältig über die Frage nach, wollte die Antwort gut abwägen. Sie suchte Peters Blick in der zweiten Reihe. Er wirkte stoisch und zugleich zuversichtlich. Schließlich antwortete Allison. Sie richtete ihre Antwort an das Publikum statt an Mahwani oder gar an ihren Mann.

»Zuallererst lassen Sie mich Folgendes sagen: Obwohl ich Mr. Mahwanis Recht zu fragen, was immer er will, respektiere, steht diese persönliche Frage völlig außerhalb des Stils dieses themenorientierten Wahlkampfes, den General Howe und ich bisher gepflegt haben. Ich bin stolz auf die Tatsache, dass dieser Präsidentschaftswahlkampf – im Gegensatz zu vielen anderen in der Vergangenheit – auf zivilisierte und informative Weise geführt wird. Ich bin stolz darauf, dass sich beide Kandidaten den persönlichen Diffamierungen und Beleidigungen, ebenso wie den Angriffen auf Familienmitglieder, verweigert haben, die leider ein Markenzeichen amerikanischer Politik geworden sind.

Mr. Mahwanis Frage wirft eigentlich ein viel wichtigeres Thema auf. Werden wir als Amerikaner an diesem wichtigen Schritt nach vorn festhalten und über politische Themen diskutieren, anstatt uns in Beschimpfungen zu ergehen? Oder werden wir zurückkehren in eine Zeit, in der die Bewerbung um ein Amt gleichbedeutend war mit der Eröffnung der Jagdsaison auf die intimsten und persönlichen Geheimnisse der Kandidaten, unabhängig davon, wie unbedeutend diese für die Wahlthemen sind?

Bitte verstehen Sie mich richtig. Ich kann mir Umstände vorstellen, unter denen extrem persönliche Fragen relevant sein können. Wenn ein Kandidat sich direkt an die Medien wendet und seine oder ihre eheliche Treue zum Thema macht, dann sollte dieser Kandidat damit rechnen, einige kritische Fragen beantworten zu müssen. Wenn eine dritte Partei Beweise vorlegt, dass ein Kandidat sich unmoralisch verhält, dann sollte die Öffentlichkeit eine Antwort erwarten können. Aber ich denke nicht, dass jeder Kandidat bei jeder Wahl gezwungen ist, wie selbstverständlich die Medien in sein Schlafzimmer sehen zu lassen.«

Sie hielt inne, aber ihre Stimme blieb klangvoll. »Aus dem Interesse, der politischen Debatte in Amerika ein würdiges Niveau zu erhalten, weigere ich mich, auf diese Frage zu antworten, und zwar ganz einfach aus Prinzip.«

Ein herzlicher Applaus ertönte von der linken Seite des Publikums. Sie blickte noch einmal zu ihrem Mann in der zweiten Reihe. Auch er applaudierte. Sie stieß einen unmerklichen Seufzer der Erleichterung aus.

»Ruhe bitte«, sagte der Moderator.

Der Applaus nahm langsam ab. Mahwani sah weg und schüttelte sichtlich angewidert den Kopf.

»General Howe«, sagte der Moderator. »Dieselbe Frage. Ihre Antwort bitte.«

Alle Augen wandten sich dem General zu. Vor allem Mahwani fixierte ihn mit stählernem Blick – obwohl Allison hätte schwören können, den Austausch eines leisen und verschworenen Lächelns zwischen den beiden Männern entdeckt zu haben.

Howe umfasste das Pult und straffte seine Schultern in Richtung der zentralen Fernsehkamera.

»Meine lieben amerikanischen Mitbürger«, sagte er feierlich. »Vor nahezu vier Dekaden stand Dr. Martin Luther King auf den Marmorstufen des Lincoln Memorial und erklärte

dem amerikanischen Volk: »Ich habe einen Traum.« Er träumte von dem Tag, an dem die Menschen nicht mehr nach ihrer Hautfarbe beurteilt werden, sondern nach ihrem Charakter.

Ich habe denselben Traum. Alle Menschen sollten nach ihrem Charakter beurteilt werden. Das gilt für Männer ebenso wie für Frauen. Das gilt für Weiße, Schwarze und Menschen aller Rassen. Und vor allen Dingen gilt dies für Kandidaten, die sich um öffentliche Ämter bewerben – Männer und Frauen, die sich um die Gunst und das Vertrauen der Öffentlichkeit bemühen.

Offenbar haben meine Opponentin und ich unterschiedliche Prinzipien. Während Ms. Leahy die Antwort aus Gründen des Prinzips verweigert, werde ich sie beantworten – auf der Basis meiner Prinzipien.«

Howe sah direkt in die zentrale Kamera. »Nein, ich habe niemals das eheliche Treuegelöbnis gebrochen. Und ich würde niemals schweigen über etwas, das meiner Ansicht nach die heiligste Prüfung für den Charakter eines jeden Mannes ist.« Er hielt inne, dann warf er einen verurteilenden Blick auf Allison. »Und einer jeden Frau.«

Howes Anhänger brachen in Jubel und stehende Ovationen aus. Der Moderator hob die Arme. »Ruhe bitte. Ruhe.«

Der Jubel wurde nur noch lauter.

Allisons Herz pochte heftig. Die Deckenscheinwerfer schienen plötzlich noch heißer. Allison bekam feuchte Hände. Sie sah zu David Wilcox hinüber, der sie von Anfang an vor einem Hinterhalt gewarnt hatte. Normalerweise verzog er in der Öffentlichkeit keine Miene. Jetzt hingegen sprachen seine Blicke Bände.

Der Rest des Abends war nicht mehr von Bedeutung. Allison war völlig demontiert worden.